

Westfälisches Sonntagsblatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Bielefeld.

Verlag von Edwin Mozer's Buchdruckerei, Bielefeld a. Rh.

Sein Junge.

Novelle aus unseren Tagen. Von Hans Seefeld.

(Schluß.)

13

Ich verstehe sehr gut französisch, und wenn Sie nicht zu schnell sprechen, auch Ihren ländlichen Dialekt," sagte der franke Offizier freundlich und bat, weiter zu erzählen.

Als der Abend kam, hörte ich sie kommen die Soldaten und ich befahl mich und meine Kinder Gott. Ich glaubte, es sei aus. Da faßte jemand an unsere Tür und vier bärtige Männer traten ein. Als erster ein großer, blonder Mann. Der trat an mein Bett und sagte, ich solle doch nicht weinen, es geschähe mir nichts und er schickte die andern Soldaten hinaus und gebot ihnen, sich so ruhig wie möglich zu

verhalten. Dabei zeigte er auf das Kind und auf mein Bett. Die Soldaten gingen still hinaus und man hörte kaum ihren Tritt, so leise waren sie. Da faßte ich Mut und sagte ihm, daß ich so allein wäre und das arme Kind so krank und bat ihn, doch die Kleinen wenigstens zu schonen.

Der Mann lachte ein wenig und meinte, ich sollte doch nicht glauben, daß er und seine Soldaten den Kindern etwas



Zum hundertjährigen Geburtstage des Fürsten Bismarck.

Fürst Bismarck im Kreise seiner Familie.

tun würden. Es tue ihm leid, daß er mit zu dieser Zeit soviel Unruhe brächte, er brauche nichts, als ein Nachtquartier für sich und die Leute. Es seien fünfzehn. Da sagte ich ihm, daß die drei Zimmer hinten leer wären und Streu genug in der Scheune. Er dankte und gab den Leuten Befehl. Die gingen nun wohl, ihr Nachtlager zu bereiten, er aber kam wieder und sagte mir, er hätte seinen Vurschen zu seinem Freund, dem Regimentsarzt geschickt, der würde wohl gleich kommen und nach mir und dem kranken Lächterchen sehen. Dabei deckte er das kleine Ding sorgsam zu und hielt sein fieberheißes Händchen fest bis der Arzt kam. Der schickte eine Medizin für das Kleine und der junge Offizier sagte mir in meiner Sprache, daß das Kind alle Stunde davon 20 Tropfen haben solle. Ich seufzte und weinte, denn ich war zu schwach, mich aufzurichten. Wie sollte ich dem Kind die Medizin einflößen, das da um sich schlug in seinen wilden Träumen. Da nahm der junge Mann einen Löffel vom Schrank, zählte die Tropfen hinein und gab sie der Kleinen ein. Dann fragte er, ob er mir etwas helfen könnte und ich bat ihn, um zu trinken. Er holte mir frisches Wasser und goß mir aus seiner Feldflasche etwas Wein hinein. Ich nahm alles aus seiner Hand, es war das erste, was ich an diesem Tage genoß, und dann schlief ich ein. Nur manchmal wurde ich halb wach und ich sah, wie er sich über das Bettchen meiner Kleinen beugte und ihr die Medizin gab. Dann wußte ich, daß eine Stunde um war.

Als die Sonne in das Fenster schien, wurde ich wach. Der junge Deutsche stand gerade wieder an dem Kinderbettchen und erzählte mir froh, daß das Fieber vorüber wäre und das Kind ganz wohl. Es sah auch wirklich da und war ganz vergnügt und spielte mit den blanken Knöpfen seiner Uniform. Von der Stunde an hat es mir und den Kindern an nichts gefehlt. Die Soldaten mußten fort und der Offizier sagte mir freundlich Lebewohl und wünschte mir und den Kindern baldige Genesung. Ich habe ihn dann um seinen Namen gefragt, damit ich für ihn beten könnte. Als er fort war, kam eine Nonne, die er geschickt hatte, mich zu pflegen und bei uns zu bleiben. Der Offizier hieß „Wendlin“ und mich blüht. Sie sehen ihm ein wenig gleich. Als ich den Korporal ihren Namen rufen hörte, habe ich nicht geruht, bis ich sie hier hatte. Sie verstehen nun wohl!

„Ja, ich verstehe, daß ich ein unendliches Glück hatte, zu Ihnen zu kommen. Und der Mann, von dem Sie erzählen, könnte wohl mein Vater oder meines Vaters Bruder sein,“ sagte Hans-Georg.

„Das ist gleich,“ meinte die alte Frau, „so kann ich danken, was der Mann mir damals tat, und nun müssen Sie ihre Suppe essen, sie haben seit zwei Tagen nichts genommen.“

Die Tage vergingen und doch wollte es nicht gut werden mit Hans-Georgs Verwundung. Die Frau und ihre Magd taten, was sie konnten, aber es fehlte eines Arztes kundige Hand. Das sah Madame St. Clair ein und sie wußte doch nicht,

was sie tun sollte. Ihn fortbringen war gewagt. Die zurückgekehrten Bewohner des eingedörrten Dorfes, die hier und da noch in den Schutthäufen herum suchten, waren zu toll, zu zornig. Sie konnten es nicht wagen, einen Arzt zu holen und ihren Gast damit zu verraten. Und der Arzt tat doch not. Die Wunden heilten nicht trotz sorgsamer Pflege. Es mußte

Unser Bismarck.

Sorch auf! heut zieht im Sachsenwald
Ein weihenolles Klingen,
Das durch die hohen Wipfel hallt
Auf sturmgehall'ten Schwingen.
In Deutschlands Weiten dringt es schon
Und läßt den Aem floden
Wie starker ein'ger Ton
Von unsichtbaren Göttern.

Er ruft uns zu: „Germanen du!
Zum Bergjoch bis zum Meere
Heut blüht aus stiller Grabesruh'
Dein Feiertag der hehre!
Ihm gilt er, der trotz jedem Feind
Mit geist'gen Siegeswaffen
Die Völker Teuts zum Volk vereint,
Das Deutsche Reich erschaffen!“

Vor hundert Jahren still und schlüft
Schlug im Schloßtauer Schlosse
Das Auge auf zum Erdentlicht
Ein neuer Bismarckspresse.
Doch noch ward keinem Deutschen kund,
Daß lächelnd im Rasthause
Aufstie sein Aug' zur gleichen Stund'
Der große Staufenkaiser!

Voll Wetter:roth und Himmelsdrang,
Verwandt der deutschen Götze,
Hast du geschmiedet lebenslang
Am neuen deutschen Reiche.
Und heut, da über Blut und Blut
Dein Bau sich stolz erhoben,
Ist deiner Reider Spatenbrut
Für immerdar zerstoßen.

Heut tut der Flammenstoß nicht not,
Entsacht auf Bergeskuppen;
Festglut in Feindesland dir loht
Vorm Schwerte deutscher Truppen!
Den höchsten Dank dein Volk dir weihet,
Wenn deines Werkes Erben
Ihm sichern die Unsterblichkeit
Selbst durch ihr eignes Sterben!

Otto Bergmann.

das Geschick noch irgendwo tief sitzen, sonst hätte doch das Fieber aufgehört.

Madame St. Clair sah in Sorgen bei ihrem Schützling. Wenn er ihr für irgend eine Handreichung die Hand küßte oder ein dankbares Wort sagte, dann wachte sie lächelnd ab. „Ich habe damals nicht danken können, damals, als Wendlin, der deutsche Offizier, mein kleines Mädchen

reiste und so gut mit mir war. Sagen Sie Ihrem Vater, daß es mich freut, dies heute tun zu können, nach mehr als vierzig Jahren. Und wer weiß, vielleicht pflegt eine deutsche Mutter meinen René!“

Ja, sie wehrte ihn ab, wenn er danken wollte, aber sie liebte es, wenn er sie „Mama St. Clair“ nannte.

Eines Tages kam wieder ein Trupp französischer Bauern und säumte in Madame St. Clairs Haus. Die tapfere Frau ging ihnen ruhig entgegen.

„Was wollen Sie?“ fragte sie und nahm den Anführer fest in den Arm ihrer flugen, dunklen Augen.

„Den Deutschen!“ schrien sie. „Er ist schuld, daß unser Dorf dort in Schutt und Asche liegt.“

Da sah die Frau, daß hier nur List helfen konnte, Vernunftgründe waren nicht am Platze.

„Ja, er ist schuld,“ sagte sie. „Und gerade René's Haus hat er angezündet. Darum halte ich ihn hier gefangen. René kommt bald, ich habe Vollmacht. Er soll ihn haben. Er soll selbst Rache nehmen können, der arme René. Das müßt ihr ihm lassen.“

Dann fragte sie interessiert nach dem Fortgang der Gesichte, nach diesem und jenem aus dem Dorfe. Sie versprach ihnen Getreide zur Winterfaat, ihre Lenne war ja die einzige im Dorfe, die noch stand. Klug und geschickt wußte sie die Leute zu interessieren und sicher zu machen. Dann verließen auch diese gestärkt und beruhigt durch Speise und Trank das einsame weiße Haus.

„Mein kranker Junge,“ sagte Madame, als sie wieder das Schlafzimmer betrat, „es tut mir leid, aber ich muß Sie hier fortbringen, Sie sind nicht mehr sicher. — Diesmal noch wurde ich mit ihnen fertig, ein andermal schlagen sie uns beide tot.“ Dann schaute sie mit trüben Augen hinaus auf das verwüstete Dorf, „das arme Volk ist verhebt und verwirrt. Man hat ihnen alles genommen, Haus und Hof, Ehre und Gut, Arbeit und den Segen des Fleißes, die Ernte. Es ist kein Wunder. Die Regierung verspricht ihnen und hält ihnen nichts. Man verspricht sie zu schützen und liefert sie den Feinden aus, indem man sie gegen den Feind weht. Es ist ein Jammer. Ihre Frauen irren herum und die Kinder hungern. Die Männer, die fleißige Landarbeiter waren, werden Mörder und Räuber. Man macht sie dazu. Gott erbarme sich über das arme Land, das keinen besseren Herrn und Führer hat!“

„Mama St. Clair,“ sagte Hans-Georg herzlich mit dem lebenswürdigen Zug in seinem hübschen Gesicht, der ihm alle Menschen gewann, nicht nur die Frauen.

Aber die brave Alte sah es heute nicht, ihre dunklen Augen hingen voll Tränen, heiße Tränen über ihr armes, vertriebenes Volk.

Sie raffte sich bald zusammen und überlegte mit Hans-Georg, was geschehen sollte.

Als es Abend wurde, brachte die alte Frau ihrem Schützling die bauerlichen Kleider ihres Sohnes, die Uniform wurde verpackt und Hans-Georg mußte in dieser

Verkleidung den Wagen besteigen und zwischen Madame und ihrer Magd darauf Platz nehmen. Er hatte nicht gern gewollt, er hätte viel lieber seine Uniform angezogen, selbst auf die Gefahr hin, nochmals in Feindes Hände zu fallen, aber endlich gab er nach, um seine treue Mama Clair nicht zu ängstigen oder zu gefährden.

Das Pferd zog an, so fuhren die drei durch das Dunkel. Der bleiche Mond kämpfte mit den Wolken und verjagte sie endlich. Ueberall ein Klingen und Rufen durch die dunkle Nacht. Von fernher das dumpfe Rollen der Geschütze, ein helles Aufleuchten hier und da, ganz weit am Horizont ein roter Schein wie von brennenden Gebäuden. Mehrmals hielten Posten das Gefährt an. Waren es französische, so antwortete Madame St. Clair waren es deutsche, so gab Hans-Georg Wendlin Auskunft und bat um Verschönerung.

So kamen sie endlich in einem deutschen Lager an. Dort erfuhren sie zu ihrer Freude, daß ein Automobil erwartet wurde, das Proviant bringen sollte und Verwundete mitnehmen, zurück in die Heimat in ein großes Lazarett am Rhein.

Der Abschied von Madame war kurz. Die treue Frau hatte zuviel Trauriges gesehen in der letzten Zeit. Da werden alten Leuten die Augen trocken und die Herzen still.

Sie reichte ihrem Schützling die Hand, die er inbrünstig an die Lippen drückte.

„Sagen Sie nichts mehr, Herr Wendlin,“ sagte sie ruhig. „Grüßen Sie Ihren Vater, wenn Sie heimkommen. Es sind harte Zeiten. Da muß einer dem andern helfen, wenn er kann.“

Dann fuhr die tapfere Frau wieder in die Nacht hinaus. Der Mond war untergegangen und ein tiefes Dunkel lag über den leeren Feldern. Aber der alte Schimmel fand den Weg zurück nach dem einsamen weißen Haus.

Die alte Frau dachte an ihren Sohn, an ihren René, den sie, wie Mütter das tun, für den prächtigsten Menschen hielt. Sie dachte auch an ihren Schützling, den sie lieb gewonnen hatte und an seinen Vater, der sie vor Jahrzehnten beschützt hatte und ihr Gutes getan während einer schweren, langen Nacht und sie begriff nicht, wie Menschen, in denen soviel Gutes war, einander so grausam bekriegen konnten.

In dem freundlichen Hause des Obersten Wendlin ist ein stiller Gast eingelebt und doch ist um ihn soviel reges, glückliches, freundliches Leben. Hans-Georg ist operiert worden in dem großen Lazarett an der Grenze, wohin das Automobil mit dem roten Kreuz ihn aus Feindesland gebracht. Dort hatte er einige Wochen liegen müssen, aber dann hatte der Arzt nichts dagegen, daß er heimgebracht wurde, um sich dort vollends zu erholen.

Herr von Prell hatte es sich nicht nehmen lassen, den Kraftwagen zu stellen, der den kranken Mann nach Hause fuhr.

Das große, hübsche helle Zimmer, das Barbara und Meta sonst hatten, war Krankenzimmer geworden und was Liebe ersinnen kann, um den Heimgekehrten das

lange Stilleliegen zu verschönern, das geschah.

Glücklich schaute er um sich, sah die altvertrauten Wände des Vaterhauses, sah das stolze frohe Gesicht seines lieben, alten Herrn, sah die freundlichen, besorgten, guten Schwestern und hatte für Jedes von ihnen ein herzliches Wort und einen innigen Dank. Alle Tage wurde es ein wenig besser.

Da klopfte es eines Abends bei dem alten Herrn und herein kam Friedrich von Prell und Klein-Eva-Marie. Ihr Gesichtchen war schmal geworden von den Sorgen und Bangen der letzten Zeit, aber jetzt leuchteten die Augen in unendlicher Freude.

„Meine Tochter möchte Ihren Verwundeten besuchen,“ sagte Herr von Prell. „Wir hörten von Fräulein Barbara, daß ihm um diese Zeit am wohlsten sei. Ist es schon erlaubt?“

Sie gingen alle drei hinaus in das freundliche Zimmer. Eva-Marie hatte ihrem Vater versprochen müssen, sehr ruhig und vernünftig zu sein und nicht zu weinen, ehe er ihren Bitten nachgab, mit ihr diesen Besuch zu machen. Aber als sie das geliebte Gesicht so blaß und schmal in den Kissen liegen sah, waren alle guten Vorsätze vergessen, sie beugte sich über ihn und küßte ihn. Dann kniete sie neben seinem Bette nieder und weinte bitterlich. Hans-Georgs bleiche Hand streichelte lieblosend den braunen Mädchenskopf, die beiden alten Herren aber waren ganz still, bis Eva-Marie endlich ihr Gesichtchen aufhob.

„Bogtausend!“ lachte Herr von Prell. „Mädel, heißt das „Vernünftigs-in?“ Nun bleibt mir nichts übrig, als den Herrn da zu ersuchen, sobald er gesund ist, um meine Tochter zu werben.“ Da richtete Hans-Georg ein wenig hochmütig den Kopf auf.

„Daß wir uns lieb haben, Herr von Prell, das haben Sie gesehen und ich kann nichts daran ändern. Aber werben kann ich um Eva-Marie noch nicht, denn Sie wollten Ihre Tochter nie einem Manne geben, der Schulden hat, und ich habe noch welche.“

„Seinen Prinzipien muß man treu bleiben,“ sagte Friedrich von Prell. „Da will ich sie nur schnell bezahlen, damit dieser Hinderungsgrund wegfällt. Ich hatte aber auch gesagt: „Einem Manne, der noch nichts geleistet hat“, und der Mann, den mein Mädel da eben so ohne weiteres geküßt hat, der hat etwas geleistet.“ Dabei nahm Eva-Maries Vater das Eisene Kreuz in die Hand, das auf dem kleinen Tisch neben Hans-Georgs Bett lag und betrachtete es ehrfürchtig.

Der alte Oberst aber lächelte stolz. Es war ja sein Junge, dem das Kreuz gehörte.

Hans-Georg dankte, dann streckte er wieder die Hand nach seinem Mädchen aus. Eva-Marie setzte sich an sein Bett und so plauderten sie beide glücklich, während die beiden alten Herren sich in Barbaras Erker niederließen und die Bilder betrachteten, um die beiden nicht zu stören.

„Nun, seid ihr zufrieden?“ fragte

Friedrich von Prell, nachdem den beiden Glücklichen ein halbes Stündchen wie im Fluge vergangen war.

„Es wird nur noch recht lange dauern, bis wir uns ganz gehören!“ meinte Hans-Georg mit einem kleinen Seufzer.

„Ungebuldiges Volk!“ lachte Herr von Prell. „Werden Sie nur bald gesund, mein Sohn. Dann gibts ja Kriegertrauungen!“



Bismarck als Mensch und als Held.

Ein Lorbeerblatt

zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von H. v. Schellberg.

Motto: „Das mächtige Deutschland hat große Aufgaben.“ — Bismarcks Worte in Reichstags-Parlamentarier, II. 209.



Will man eines Stromes Kraft und Eigenart mit Erfolg aufspüren, so geht man der Quelle nach, welche ihn entstehen ließ. — Will man eines Menschen feinste Wesens- und Daseinsart erfolgreich erforschen, so spürt man seinen Eltern nach. Dies soll hiermit bei unserm Bismarck als Erstes geschehen.

Er wurde als der zweite Sohn des Gutsherrn Ferdinand von Bismarck und seiner Gemahlin Wilhelmine von Menden am 1. April 1815 in dem kleinen, so sehr bescheidenen Schloßchen Schönhausen an der Elbe geboren. Die kluge, feinsinnige Leipziger Professorentochter, die ihm das Leben gab, hatte einen scharfen Geist und eine umfassende Bildung. Die Herzenswärme aber war ihr nicht in dem Maße eigen, wie ihrem schlichten Gemahl, dessen Humor und Fröhlichkeit die geistigen Eigenschaften vielleicht überwog. Der einjährige kleine Otto liebte mit den Eltern später nach Kniephof in Pommern im Kreise Naugard über. Dieses Lehnrittergut hatte ein gar einfaches Gutshäuslein, das ich gut kenne. Jarchelin und Kütz, diese beiden benachbarten Schollen, waren dem Vater Bismarcks durch das Ableben eines Veters ebenfalls zugefallen und so hatten sich die Eltern gedacht, daß aus der Zusammenwirtschaft der drei Besitztümer ein großes Herrenanwesen und ein reiches Erbe erwachsen werde. Dies ist niemals in Erfüllung gegangen. — Dem einfachen Geist des Vaters Bismarcks hätte ein beschauliches Leben gar wohl genügt. Dem hochstrebenden, rastlos nachsinnenden seiner Gemahlin aber schwebten Ziele vor, welche nur mit Hilfe einer feingeführten modernen Wirtschaftsausnutzung erreicht werden konnten. Dabei wurde der Weg verfehlt, das erstrebte Ziel wurde nicht erreicht. Im Gegenteil, viel Geld wurde zugelegt. — Dies hat auch den Grund zu unseres Bismarcks späterer großer Sparsamkeit gelegt. Er merkte bereits in zarter Jugend, daß eine gewisse Wohlhabenheit den Menschen frei und stark gegen kleinliche Unbill machen. Das, was sich gar früh in

ihm regte und niemals im Schatten blieb, war die große Wahrheitsliebe des Knaben. Bis zum 6. Lebensjahre durfte er im Elternhaus bleiben. Nicht verwöhnt, aber

nischen Kadettenhause zu Kopenhagen harte Jahre in sonst froher Knabenzeit vertrauern mußte, so litt das überschäumende frohe Temperament unseres Bis-

auch das Gehorchen vergoldet, nicht eingedrungen war. Noch in späten Jahren, wenn die Rede darauf kam, behauptete er ernsthaft, daß er körperlich und seelisch



Fürst Bismarck.

doch getragen von einer stillen Liebe beider Eltern. Dann aber brach eine harte, freudlose Zeit für ihn an. — Wie der große Schlachtenlenker Moltke, der im dä-

mark die nur denkbar härtesten Qualen in der kalten Platonischen Erziehungsanstalt zu Berlin, in welche der Segen einer alles bezwingenden Liebe, welche

unter den Folgen dieser Zeit, welche ihn auch dem Elternhaus entfremdete, gelitten habe. Das starke Heimweh nach der Scholle, die ihn bis dahin trug, nahm zu-



Mollat erwartet die preussische Division bei Rezonville (1870).

Die für die damaligen Verhältnisse gewaltige Schlacht von Gravelotte-St. Privat am 18. August 1870 brachte die erste große Hauptentscheidung des vom Bismarckschen Genie inspirierten Feldzuges gegen Frankreich. Unser Bild zeigt Bismarcks congenitalen Mittkämpfer Mollat bei Rezonville in Erwartung jenes Teiles der Streitkräfte, der mit seinem rechtzeitigen Eingreifen die volle Entscheidung des blutigen Tages herbeiführte.

wellen in seiner Seele überhand. Der „Junferhuf“, den ihm einige seiner Lehrer beständig zu kosten gaben, gab seinem Wesen eine Härte, wie sie sonst nur Erwachsenen nach langen inneren Kämpfen zuteil werden darf. Er hat denn auch in späteren Jahren wiederholt in glühender Rede gegen das künstliche Spartanertum geeifert.

Wie wundervoll zart gestaltete sich später doch — anlässlich der Ferien — das Verhältnis mit seiner spätgeborenen kleinen Schwester. „Er ist mit ihr wie mit einer Braut,“ meldete die Erzieherin des zarten Mädchens. Eine bleibende Sonne aber ging erst in seinem Leben auf, als im Jahre 1827 seine Eltern für den größten Teil des Jahres ebenfalls in Berlin Wohnung nahmen. 1830 kam er in das Berliner Gymnasium des grauen Klosters und damit zu dem Lehrer, welcher ihm der liebste und vertraueste geworden ist. Sein Name lautet Dr. Bonnell und ihm ist fürwahr ein gut Teil von Otto von Bismarcks Entwicklung zur heldenhaften Größe zuzuschreiben. Im Jahre 1831 wurde Bismarck alsdann von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin eingeweiht und der Spruch, der ihm damals ward: „Was Ihr tut, das tut dem Herrn und nicht den Menschen“ wurde ihm zum starken Stützen, der seinen Fuß stützte und seine Kraft stählte, wenn das spätere Leben ihm weh tun wollte.

Wie fesselnd ist es doch, daß dem jungen Bismarck eine starke Zuneigung zur Geschichtswissenschaft schon im zartesten Knabenalter mitgegeben war. Märchen haßte er. Erzählte aber jemand von den Taten unserer Helden, dann lauschte er mit glühender Begeisterung und vergaß sogar den Genuß der Mahlzeit, die ihm sonst recht lieb und wichtig war. — Daß er, nach der Reifeprüfung als Student für Rechts- und Staatswissenschaft eingeschrieben wurde, bestimmte seine Mutter. Auch, daß er nach Göttingen und nicht nach Heidelberg durfte, war ihr Werk. Außerordentlich anziehend ist der Beginn dieser Zeit — der 10. Mai 1832 — in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ gestaltet, die er damit auftritt. Man darf ihm nicht nachsagen, daß er in Göttingen allzu viel gearbeitet und gestrebt habe. Das war eine Sache der späteren Zeit. Als Corpsstudent des Corps Hannovera hat er brav gekostet, getrunken und war — wie Professor von Keisling ihm begeistert nachsagte — der forscheste Bursch, der jemals gekostet hat. Vor der Universität Berlin bestand er die Prüfung als Auskultator und durchlebte nun bei der Ehescheidungsabteilung des Stadtgerichts Berlin als Gerichtsreferendar innerlich Zeiten, die ihm die Justiz verleiden. Erst, nachdem er Regierungsreferendar wurde und nach Potsdam kam, wurde es ihm erträglicher.

Er arbeitete hier fleißig und mit Lust, trat 1838 bei den Potsdamer Gardelägern als Einjährig-Freiwilliger ein und mußte, weil der pommerische Grundbesitz seinen Eltern allmählich sehr gefährdet geworden war, auch im Sparen und Entsagen Bedeutsames leisten.

Der Niedergang der Güter war auch der Grund, weshalb Otto von Bismarck

seiner diplomatischen Laufbahn Leberwohl sagte und Landwirt ward. Nachdem seine Mutter gestorben war, siedelte der Vater mit der inzwischen elfjährigen Tochter nach Schönhausen über und die beiden Söhne übernahmen die drei Güter. Mit eisernem Fleiß arbeiteten sie jetzt an der Hebung des Vermögens. 1841 wurde Bernhard von Bismarck zum Landrat des Kreises Naugard gewählt, unser Otto errang 1842, als er seinem Vurschen bei einer Uebung das Leben rettete, die Ehrenmedaille und kam als Preussischer Bundestagsgesandter 1851 nach Frankfurt am Main. Inzwischen hatte er seine spätere Gemahlin — seine treue und heilgeliebte Johanna — mehr und inniger kennen gelernt. Und so sehr sich auch ihr Geschlecht gegen eine Ehe mit dem tolen Junfer vom Aniephof sträuben mochte, am 12. Januar 1847 konnte er doch seinem Schwesterlein nach mancherlei Abweisungen, die telegraphische Kunde in drei Worten sagen: „Alles in Ordnung“. Am 28. Juli desselben Jahres fand die Vermählung statt, im August 1848, Dezember 1849 und August 1852 wurde dann dem jungen Paar das Dreiblatt Marie, Herbert, Wilhelm geboren.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß diese Ehe das Parteste und Beglückendste geworden ist, was es nur geben mag. Der Seufzer der ersten tolen Jugend war in dem starken pommerischen Junfer verbraucht. Ein edles Getränk stand bereit, zu laben und Kraft zu spenden.

Und Kraft brauchte er — auch für sich — im späteren Leben gar viel! Zuerst in den Jahren von 1847–48, die sein erstes politisches Wirken umfassen. Bismarcks Reden im Landtag erfreuten sich nicht immer der Zustimmung und Zufriedenheit seines Königs. Es gab sogar harte Kämpfe, als Bismarck Mitte Mai als Stellvertreter des kranken Abgeordneten Brauchisch in den Vereinigten Landtag eintrat. Ein wundervolles Wort, das ihn als den späteren Mann von Eisen und Stahl schon damals kennzeichnete, ging dabei über seine Lippen.

„Auch die unumschränkte Autorität der alten preussischen Königsmacht war und ist nicht das letzte Wort meiner Ueberzeugung,“ sagte damals nämlich Otto von Bismarck. Wer kennt und liebt sie nicht, diese ersten wundervollen Reden, die den großen Diplomaten, den Erschaffer des einigen Deutschen Kaiserreiches schon voraus kennzeichneten. Viel Feind, viel Ehr. Diese Rede trifft wohl auf niemand so sehr zu, als auf unsern Bismarck. Er gehörte zu den Männern, die den ersten Preussischen Reichstag schmiedeten, sich mehr als einmal dabei die Finger verbrannten, mit dem machtvollen Hammer Schlag der großen Ehrlichkeit verletzten und dennoch Sieger blieben — zuletzt — geachtet und gefürchtet, gehäht und verhöhnt, aber doch Sieger! Der König war ihm anfangs ungnädig gesinnt. „Alles untüchtige war der graden Heldennatur fremd. Erst später, als die stille Königin Elisabeth die leise Rede tat:

„Dieser Bismarck gibt einem doch zu denken,“ da gewann er auch mehr und mehr das Vertrauen seines königlichen Herren. Er zeigte sich für die Pläne Bis-

marcks „mit Oesterreich — ohne Oesterreich — gegen Oesterreich“ eine bessere Verfassung für Deutschland zu beschließen, nicht mehr abgeneigt. Aber es währte lange, ehe der König zu seinem Entschluß kam. Die deutsche Märzbewegung 1848 mußte erst kommen.

Der spätere König Wilhelm, der Bruder des toten Friedrich Wilhelm, war auch nicht vom ersten Augenblick an ein unbedingter Anhänger der Bismarckschen Diplomatie. Oft genug hat es harte Kämpfe — in stillem Beisammensein — geben müssen, ehe sich das Geschenk eines bedingungslosen Vertrauens zu einer Freundschaft entwickelte, welche dem Kanzler, der er später, als das Reich sein durfte, ward, die Kraft gab, allem und allen erfolgreich zu widerstehen.

Noch aber war er nicht der Kanzler.

Noch mußte erst 1864 der dänische Krieg ausgefochten werden. — Bismarcks Telegramm an Vater Brangel: „die jütische Grenze dürfte ohne Oesterreichs Zustimmung niemals überschritten werden“, empörte den alten Haudegen Brangel auf das Tiefste und führte zwischen den beiden Großen eine jahrelange tiefe Verstimmung herbei.

Und als nun endlich für uns die Friedensflagge — ehrenvoll — golden wie kaum jemals wehte, da dachte man an einen langen Frieden. Aber es sollte anders kommen. Am 1. Juni wagte Oesterreich am Bundestag, Preußen wegen des Vertrages mit Italien einen Bruch der Bundesstreue und eine Politik der Gewalt vorzuwerfen. Nun liefen die Ereignisse den Gang, den sie laufen mußten.

„Statt des alten machtlosen Bundes soll eine neue Verbindung deutscher Fürsten und Völker auf den Grundlagen wahrer Macht und echter Freiheit errichtet werden,“ schrieb Bismarck an alle Staaten, welche einst 1815 die Wiener Kongreßakte unterzeichnet hatten. Und wieder tobte der Krieg!

Oesterreich erkannte an, daß wir von edler Kraft waren, lernte uns schätzen, vertrauen. Darum hält auch jetzt — in dieser harten Zeit — die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich gar so unerschütterlich. Daraus wächst auch die Kraft, nahezu Unglaubliches zu erreichen. Nicht zu erlahmen. Nicht müde zu werden gegen die drei Mächte England, Frankreich und Rußland. Das Geheimnis unserer Siege liegt darin. Gott segnete die jetzige Freundschaft mit Blut. Indem wir — Oesterreich und unser Land — sich gleich stark, gleich edel erkannten, beschloßen sie miteinander zu gehen und so miteinander in treuer Blutsfreundschaft zu leisten, was Gott schickte und was als Unabwendbares geleistet werden mußte.

Und Friede ward's nach jener Zeit, bis des Korsen Reid auf unser starkes Einigsein alle Klugheit überwuchernd, uns bedrohte. Wie sind doch die inneren Kriegsentwürfe für Frankreichs und Napoleons plötzlichen Kriegsentwurf im Sommer 1870 gar so schnell hergelaufen. — Napoleon fühlte, daß er sich nur halten konnte, wenn er seinem Volk einen Krieg zu gewinnen gab. Im Innern gährte es.

Bismarck war damals mit sechsmonatigem Urlaub nach Stargis und wollte nicht vor August zurückkehren. So sicher glaubte er an einen Frieden. König Wilhelm, sein getreuer Kaiserlicher Herr aber hatte damals am 20. Juni eine Kur in Bad Ems begonnen.

Am 20. Juni hatte auch Prinz Leopold von Hohenzollern die ihm angetragene spanische Königskrone angenommen.

Er entsagte ihr einen halben Monat später wieder, aber es half nichts. Der gallische Reid ertrug die Größe des Erbfeindes doch nicht. Am 16. Juni berief Bismarck nach langer Unterredung mit seinem geliebten Herrn in Berlin den Reichstag, am 19. genau um 12 Uhr trat er zusammen, und stand da, wie auch jetzt, ein einziges Volk von Brüdern, bereit zu sterben; Bayern, Württemberg, Baden, Hessen stellten bereits am 19. Juni nach der durch den französischen Würdenträger erfolgten Kriegserklärung Frankreichs ihre Truppen auf den Kriegsfuß. Und nun ging es los, das große, heilige Ringen, genau so todesmutig, genau so adlig und still wie auch jetzt!

Unüberwindlich wir! Mit Gott unser Streitwort! — Den Ausgang kennen wir genügend. Was damals unser geliebter, hochseliger Kaiser Wilhelm I. in seiner Bescheidenheit nicht wollte — sich die Kaiserkrone auf's Haupt setzen — es ging doch vor sich. Am 18. Januar 1871 war das große starke Deutschland entstanden, und Bismarck arbeitete als der eiserne Kanzler nunmehr an den Gesetzen, welche das Volk stark machen sollten zum Frieden.

Nach der kurzen Regierungszeit des Gemahls der englischen Prinzessin — des Kaisers Friedrich — kam unser jetziger Kaiser — jung, stark, fest — auf den Thron. Zwei starke Steine gegeneinander. Das gab hellen Laut. Der Alte ging, zog sich großend in seine Einsamkeit zurück, aber der junge starke Herr mußte ihn zu versöhnen und sich das Herz seines Volkes damit zu gewinnen. Für immer. . .

Und unser Bismarck durfte Freudentage haben. Die Liebe seines jungen Kaisers, die Dankbarkeit seines Volkes empfinden, wie vielleicht niemals zuvor in den Tagen seiner Macht! Und goldener Frieden schien zu währen.

Als unser Bismarck starb, in seiner schlichten Einsamkeit begraben, da war alles so voller Dank und Ruhe.

Jahre des Wachstums kamen. Unser Volk wuchs mit. Und doch, wir verloren den Glauben an mancherlei in uns. Wir meinten, daß unser Volk — wir — eine Wiederholung jener großen Zeiten nimmer liefern könnten. Wir zweifelten mit einem leisen, zaghaften Rächeln an seiner inneren Kraft. — Da kam ein Tag! — Heiß, schwer, groß. Der 1. August! — Die Bäume um unseres Bismarcks Ruhstätte — die alten deutschen starken Eichen — waren grün und reich im Laub. — Und unser Volk wurde wach und stand auf. Unser ganzes Volk. Keiner blieb zurück! Die Saat, im Reichstag von unserm Bismarck ausgestreut, war gewachsen, ohne daß wir es recht gemerkt hatten. Und nun war die Ernte gekommen.

Das Volk stand wiederum auf! Innerlich! Feierte seine Wiebergeburt, lohnte seinem alten toten Kanzler alle Lehren. Zeigte sich würdig der Opfer, die schon gebracht waren.

„Ich kenne keine Parteien mehr.“ sprach der Mund unseres geliebten und erhabenen Kaisers und als sie ihm das Treugelöbnis im Reichstag in die Hand ablegten, da ging wieder der alte eiserne Kanzler durch „seiner“ Reichstag, stand wieder neben seinem jungen Kaiser und erneuerte den Treuschwur.

Und heute nach 100 Jahren, da kann er wieder liegen in seiner Wiege wie einst, ruhig, sanft, von guter Gut bewacht, denn unser Volk, unsere unüberwindlichen Helden, die wachen über ihm. Er kämpft mit ihnen und mit uns. Das fühlen wir alle. Denn, tot ist nur, was sterblich war. — Unseres Bismarcks Geist aber ist unsterblich. Das wissen wir an der Wiederkehr seines hundertjährigen Geburtstags klarer und heiliger denn jemals zuvor.



Wilhelmstraße 77.

Von H. Meyer.



Is zum Jahre 1875 stand am Giebel des Palais „Hotel Radziwill“ geschrieben. Mit der neuen Bestimmung als Reichskanzlerpalais fiel die alte Inschrift. Aber die alten Berliner sind zähe in ihren Gewohnheiten. Sie behalten den alten Namen des alten Palais bei und bezeichnen, wenn sie vom Reichskanzlerpalais sprechen, damit lieber das auswärtige Amt. Denn bei dem Begriffe Reichskanzler bleibt für sie der Name Bismarck maßgebend. — Wenn alle Geister, die jemals durch das alte Radziwill'sche Palais geschritten sind, zusammen kämen, das würde eine bunte Gesellschaft geben. Auch in ihm hat das Leben ungeachtet der Person seine Forderungen gestellt. Die Gräfin Dönhoff, seit 1790 Friedrich Wilhelms II. linker Hand angetraute Gemahlin, welche vor den Radziwill's das Palais bewohnte, ging 1793 von hier aus ins Exil nach Angermünde. Der junge Prinz Wilhelm erglühte in diesen Räumen zu der lieblichen Elise Radziwill, deren Andenken noch den Greis mit Behmut erfüllte. Nach einem Abschluß höchsten künstlerischen und geistigen Lebens forderte dann der Realismus der Geschichte, verkörpert in der eisernen Gestalt Otto von Bismarcks, im Hotel Radziwill seine Rechte. Seitdem lagert das geheimnisvoll Bedeutende davor. Das Reich zahlte damals an die Erben der Radziwill den riesigen Preis von sechs Millionen Mark. Das Palais wurde innen und außen umgebaut und als dann Bismarck die Räume bezog, da ward die Romantik auch aus dem letzten Winkelchen ausgerottet. Eine neue Zeit begann, die Weltgeschichte nahm ihren Schritt durch die Räume und Gänge. Statt des Lurus

der Erben einer schwerkreichen Bohemendefamilie wurde die preussische Einfachheit im Hotel Radziwill aufgeschlagen. Der Kanzler des neugegründeten Deutschen Reiches wohnte, ohne den geringsten Prunk, bürgerlich einfach. Ihm waren die Zimmer viel zu groß und die Flucht zu lang, er beschränkte sich auf eine Wohnung von sechs bis sieben Zimmern. Die Bismarcks waren „arm“ und Frau Johanna mußte den Haushalt einschränken. Wie dann in Friedrichsruh, war auch Wilhelmstraße 77 das Leben bei Bismarcks aufs Familienhafte im besten Sinne gestellt. Alle Schilderungen eines Besuches bei Bismarck sprechen von der Natürlichkeit und Unbefangenheit des Verkehrs. Dazu stimmte auch die vollkommene Prunklosigkeit der Einrichtung. Bismarcks Arbeitszimmer machte keinen anderen Eindruck als heute das Arbeitsgemach eines Regierungsrats in den Amtsgebäuden. Ein „Diplomaten“-Schreibtisch stand in der Mitte des Zimmers; davor ein breiter Lehnstuhl und zur Seite ein schmaler Sessel für den Besuch. Gegenüber dem Schreibtisch an der Wand ein Stehpult. Am Fenster ein Sofa mit kleinem Tischchen davor; links hinter dem Schreibtisch noch ein einzelnes Sofa, dem Fenster gegenüber ein Schrank nebst ein paar Polsterstühlen; das war die ganze Einrichtung. Das Arbeitszimmer Bismarcks ist heute aufgelöst und nicht mehr in der ursprünglichen Gestalt erhalten, wie vielfach geglaubt wird. — Fast näherte sich nach den Tagen Bismarcks die Stimmung im Palais dem romantisch durchwehten Geiste der Radziwill's. Die Fürstin Bülow war eine geborene Principessa di Kamporeale, eine Sizilianerin, die den ganzen Zaubertrunk der italienischen Renaissance in sich eingefogen hat. Wilbrandt sah sie als eine Frau, an spanische Augen und Gesichtes erinnernd, von höchster Beweglichkeit des Minenspiels, der Glieder, einer reizenden, welthungrigen Flamme gleich, aber auch ganz Russin, am Klavier eine Künstlerin. Sie durchzog, die preussische Nüchternheit verdeckend, mit einem Rausch von Farben das Haus. Es gab wieder blaue, grüne und rote Zimmer in dem Palais. Seide und Teppiche, Decken und Kissen, Bronzen und Bilder; kostbare Möbel brachten in das alte Haus wieder den edlen Reichtum, den es so lange vermist hatte. Zur Umgebung gesellten sich die Menschen; die Abende beim Fürstenpaare Bülow mit Künstlern, Dichtern, Schriftstellern als Gästen, brachten im Gespräch wohl das Feinste zutage, was unsere Kultur an Gedanken und Gefühl aufzubringen weis. Wilhelmstraße 77. Das friedezianische Berlin findet räumlich hier sein Ende, aber in dem örtlichen Brennpunkt preussisch-deutscher Politik wirkt der friedezianische Geist weiter und weiter, den Beweis bringen unsere Tage. Kurz nachdem die jüngste Hausherrin von Wilhelmstraße 77 für immer geschieden, brauste aus tausenden von Kehlen zu den Fenstern des Palais „Die Wacht am Rhein,“ und wenige Wochen später zog der letzte Reichskanzler mit seinem Kaiser ins Feld hinaus.

Ernst und Scherz

Fürst Bismarck und der Krauthuber-Sepp. Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck gerade so wie Goethe, eine gewisse Abneigung gegen die Jagden in den Hochalpen, sowie gegen Bergfeste überhaup nicht überwinden konnte. Der Altreichskanzler suchte daher den Jagdeinladungen, die immer wieder von Seiten der höchsten fürstlichen Persönlichkeiten an ihn ergingen, so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen. Natürlich war das auch einem Fürsten Bismarck nicht immer möglich und so sehen wir den eisernen Kanzler eines Tages, im Grünrock und mit den üblichen Bergschuhen angetan, von München aus zur Gensjagd in die bayerischen Alpen reisen. Aber das Bergtragen behagte dem Kanzler nicht so recht und so sonderte er sich alsbald von der hohen bayerischen Jagdgesellschaft ab und machte in einem trauten Wirtshaus am Wege Station. Dieses Wirtshaus gehörte dem, wegen seiner treubiederer Herzensgüte, wie durch seine urwüchsigen Grobheiten in den fiebziger Jahren weithin berühmten Krauthuber-Sepp. Wenn indessen der gewaltige Schmied der deutschen Einheit und Größe glaubte, in der bescheidenen Wirtstube unerkannt seinen Schoppen trinken zu können, so irrte er sich gewaltig. Der Krauthuber-Sepp kam selber und brachte seinem Gast den Wein. „Bist Du nit halt der Bismarck“, plägte der Krauthuber heraus, „bist Du's oder bist Du's nit?“ „Dös kann scho sei“, versetzte der Kanzler in bayerischer Mundart, „schließlich ist's a ta Sünd, wenn ma der Bismarck ist. Anner muß es doch sei.“ „Dös is scho richtig, wenn ma kan hätten, wo sezt en richtigen hertragen? Herrgott, Bismarck, wenn wir Dich sechsundsechzig derwisch hätten! Auch i war mit da unten am Main, wir wollten Dich lebendig fangen! 's ist schon ein Glück, daß wir Dich nicht derwisch, Dir wär's schlecht gange! Na, und weil mal doch alles so gekommen is, wollen wir uns halt wieder vertragen und vergnügt unsern Schoppen trinken, bayerisch Kraut und Knödel essen.“ Tatsächlich machte der Krauthuber-Sepp mit dem deutschen Reichskanzler bei seinen vortrefflichen Knödeln und dem kräftigen Wein seinen Frieden.

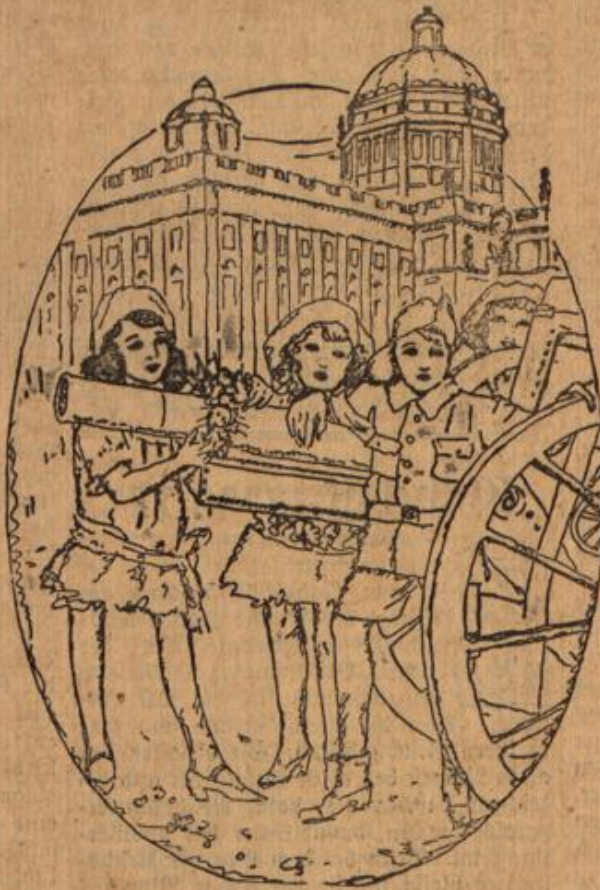
Bismarck-Anekdoten. In einer B্লাude-rei über „Bismarck und der Parlamentarier“ erzählt H. v. Poschinger einige treffende Aeußerungen des Fürsten. Einmal sagte er zu Otto v. Manteuffel, als dieser vom geringen Erlös aus seinem Kiefernholz sprach: „Ja, Kiefernholz kann unter Umständen ein schönes Stück Geld einbringen; es ist eben großen Schwankungen unterworfen, und ich ziehe doch Laubwald vor. Der Laubwald ist mit preussischen Konsols zu vergleichen, der Kiefernwald dagegen kommt mir vor wie ein Spekulations-

papier.“ — Bei einem parlamentarischen Essen am 26. März 1889 kennzeichnete Bismarck sein Verhältnis zu den ersten drei Kaisern wie folgt: „Wenn ich den alten Herrn für einen Gedanken gewinnen wollte, so brauchte ich dazu mitunter eine ganz geraume Zeit. Bei dem Kaiser Friedrich war das Durchgehen einer Sache unter Umständen wegen der anderweitig sich geltend machenden Einflüsse noch viel schwieriger. Während bei dem jetzigen

überbringen, wurde gerade im Reichskanzlerpalais ein Wohltätigkeitsbazar abgehalten, dem die Fürstin Bismarck vorstand. In ihrer Verehrung für den großen Staatsmann ließen die marokkanischen Gesandten es sich nicht nehmen, auch den Bazar zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit überreichten sie der Fürstin für den wohltätigen Zweck die Summe von eintausend Mark, der Fürstin aber verehrten sie als Zeichen der besonderen Hochachtung einen kostbaren Teppich, ein Erzeugnis ihres Landes, groß genug, einen ganzen Saal zu bedecken. Bald darauf trat die Fürstin an ihren Gemahl heran und flüsterte ihm zu: „Du, Otto, sieh mal diesen schönen Teppich haben sie mir geschenkt und bare tausend Mark für den Bazar!“ Da rief Bismarck lachend: „Ja, die tausend Mark lasse ich mir gefallen, aber den großen Teppich, wer soll denn den kloppen?“ Die Umstehenden konnten ein leises Lächeln nicht verheizen, in das der Fürst und die Fürstin, als sie es bemerkten, fröhlich einstimmten.

Von den Altmärkern, zu denen ja auch Bismarck gehörte, sagt ein Sohn des Landes, daß es ein knorriges und langsames Volk ist, daß es erst warm werden muß, um tüchtig zuzuschlagen und anzugreifen, das dann aber auch so leicht nicht wieder abläßt, das nicht wetterwendisch und veränderungslustig ist, sondern langsam und bedächtig im Entschluß, im Lieben und im Hassen, aber dann ohne Schwanken und Wanken — „wenn't nich helpt, dann helpt dat nich“ — dann „drift to!“ — und wenn es sein muß „wat't Lüg holl'n will“, — „je hiller, je biller“, — „Duna'r un Hagel, Himmel dusent jaadr'ment!“ — Das war und das ist so ungefähr altmärkische Art.

Ein Stod Bismarcks. Zum neuen Jahr 1865 schenkte König Wilhelm der Erste von Preußen dem Minister von Bismarck einen Stod, dessen Griff ein Meisterstück der Elfenbeinschnitzerei ist. Die Vorderseite zeigt den aufwärts strebenden Adler, mit seinen Fängen einen Globus haltend und auf den ausgebreiteten Flügeln ein Postament tragend, auf welchem die wohlgetroffene ganze Figur des Königs steht, welcher sich, in der Linken eine halboffene Rolle, auf einen Felsen stützt. Vom Postament ausgehende Lorbeerzweige ranken gefällig sich aufwärts, umgeben die Gestalt des Königs und tragen auf ihren höchsten Zweigen über dem Haupt desselben die Krone.



Vor dem Schloß.

Ich stehe vor dem Kaiserschloß,
Das leuchtend ragt in edler Pracht,
Und mußte stolz die Feldgeschosse,
Die man als Beute heimgebracht.
Ich sehe Kindergruppen schweifen
Um eines Mörsers Eisenschlund,
Und zarte Mädchenhände greifen
In des Geschüßes Riesenmund.

Mein Blick folgt einem hübschen Kinde.
Ein Sträußchen Blumen zieht's hervor,
Und spielend reißt es zum Gewinde
Die Ästern um das Eisenrohr . . .
Die Unschuld liebkost die Vernichtung,
Die Einfalt tändelt mit dem Tod —
Und eine sanfte Friedensdichtung
Keimt plötzlich auf in Nacht und Not.



Allergnädigsten Herrn ich den Ball nur zu werfen habe, so fängt er denselben mit seinem lebendigen Geiste schon in der Luft auf.“

Wer soll denn den kloppen? Als die marokkanische Gesandtschaft in Berlin weilte, um Geschenke an Kaiser Wilhelm I. zu

Rätsel-Ede

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Wortspiels: Dame; des Logogriphs I: Dohle, Kohle, Sohle; des Logogriphs II: Bier, hier, vier, Zier, Gier, Tier.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Jhring, Berlin.

Druck: Jhring & Jhringholz G. m. b. H., Berlin SO. 16.